

DIE VERBLÜFFUNG DES MÜTTERLICHEN ANDERN¹

Gibt es symbolische Funktionen, die die Mutter aufrechtzuerhalten hat, und bei deren Ausfall das Kind nicht zu einem Sprechen als Subjekt gelangen kann? Ich gehe im Folgenden von einem Fallbeispiel aus, wo sich dies als problematisch erwies. Vielleicht erlauben uns solche analytische Kuren, gewisse symbolische Bedingungen zu ermitteln, die gegeben sein müssen, damit das Zur-Sprache-Kommen des Subjekts gelingt.

1. DIE POST-AUTISTISCHEN ZUSTÄNDE

Über die Qualität des Sprechens von Kindern, die sich im sogenannten post-autistischen Zustand befinden, äussert sich *Kanner* mit grosser Klarheit. Es handelt sich nach seiner Auffassung nicht um ein Sprechen, das auf Kommunikation hin angelegt ist – das sich an den Andern richtet, würden wir sagen – sondern um reine Litaneien oder Echolalien: Wortstümpfe, sinnlose Wörter, aufgeschnappte Satzteile, Liedfetzen, oder auch, bei einem von *Kanner* beschriebenen Kind, um das Herunterleiern ganzer Psalmen.

Etwas in diesem Reden scheint die Eigenschaft des Realen zu behalten, aus dem es hervorgeht, offenbar ohne von einer Signifikantenkette gekreuzt zu werden, die es ermöglichen würde, dass sich der Redestrom in einer Bedeutung schliesst. Dieses Schliessen würde einen Andern voraussetzen, der die Rede nicht nur entgegennähme, sondern auch bezeugen würde, dass sie für ihn eine Botschaft enthält. Wir sind angewiesen auf klinische Erfahrungen mit Grenzfällen wie dem Autis-

¹ Im Original "L'étonnement de l'Autre maternel"

mus, um anhand einer Panne etwas über Vorgänge zu erfahren, die wir gewöhnlich gar nicht wahrnehmen.

Warum bleibt die Rede im Realen, warum kommt sie nicht auf den Andern als den Adressaten einer Botschaft zu? Warum finden wir hier nicht die Dialektik von Bitten und Begehren?

2. FALLGESCHICHTE

Louise ist fünfjährig. Sie taucht eben energisch aus einem primären Autismus auf, der bei ihr im Alter von sechs Monaten diagnostiziert wurde. Das hatte eine frühe therapeutische Arbeit mit Mutter und Kind ermöglicht. Ich selbst arbeite erst seit eineinhalb Jahren mit ihr, aber ich habe mit grossem Interesse gehört, was die Mutter von jener frühen Diagnosestellung erzählt. Anlässlich eines Besuches beim Kinderarzt, der für die Fragen frühkindlicher Fehlentwicklungen glücklicherweise ein sehr feines Gespür hatte, hörte die Mutter ihn sagen: "Ihr Kind schaut Sie nicht an".²

Als ich Louise kennenlerne, ist sie nicht mehr das leblose Baby, das sie früher war. Dank der Arbeit von Mutter und Kind mit einer Bewegungstherapeutin, die analytisch sensibilisiert war, kann sie nicht nur selber gehen, sie lässt auch einiges von sich hören: Man erkennt Kinderliedchen und Satzteile über das Pipi- und Caca-Machen des Babys auf dem Topf, weiterhin eine Anzahl von abgehackten, zerstückelten oder unverständlich gelallten Wörtern.

Louise findet in der Spielkiste meines Sprechzimmers einen kleinen Wolf aus Plastik. "Ich bin Lou, der kleine *loup* (Wolf) der Steppe", sagt sie. Es handelt sich dabei um den Anfang einer Kindergeschichte, die sie auf einer Schallplatte gehört hat. Sie wiederholt den Satz in einer Art nachträglicher Echolalie, aber hier in Verbindung mit einem konkreten Objekt. Es ist eines der ersten Textfragmente, die sich allmählich bei ihr einschreiben können, denn "Lou" ist auch der Kosenamenname, den die Mutter ihr gibt.

² Im Satz "votre enfant ne vous regarde pas" klingt eine zweite Bedeutung mit an: Ihr Kind geht Sie nichts an. Darauf wird im Text nicht weiter eingegangen. (Anm. d. Übers.)

Louise ist nicht nur inkontinent, sie verliert in dieser Zeit auch noch häufig das Gleichgewicht, sackt zusammen wie eine Kleiepuppe. Immer wieder verliert sie die Schuhe, sie fliessen ihr sozusagen von den Füssen, ähnlich wie der Speichel, der ihr ständig aus den Mundwinkeln und von den Lippen rinnt, die offensichtlich keine Grenze bilden.

Wenig später lässt mich eine weitere, zusammenhangslos in die Luft gesprochene Wortfolge aufhorchen: "*rivière profonde*" (tiefer Fluss).

Ich frage den Vater, der in dieser Sitzung dabei ist. Er erkennt eine Strophe aus dem Lied *Aux marches du palais*. Er singt es ihr vor, Louise singt mit, sie kennt das Lied auswendig und kann es automatisch herunterspulen. Aber zu meinem Erstaunen bricht sie in Jubel aus, als sie hört "*Y a une tant belle fille*" ('s hat ein so schönes Mädchen/ne wunderschöne Tochter). Zum erstenmal ist sie vom Wort "*fille*" (Tochter) betroffen. Wie sie wieder den Schuh verliert und der Vater ihn ihr wie gewöhnlich anziehen will, bitte ich ihn, ihr dazu die nächste Strophe des Liedes zu singen: "...*c'est en la lui chaussant*" (als er ihr den Schuh anzog). Und Louise, die sich sonst unbeteiligt wie eine Puppe bekleiden lässt, streckt nun ihrem Vater den Fuss entgegen wie eine "*tant belle fille*".

Mit der Mutter bleibt sie noch für längere Zeit "*le loup*" oder das Baby, das Pipi macht. Ein oder zwei schwache Versuche, sich im Spiegel zu betrachten – "*rouge-à-lèvres*" (Lippenstift) murmelt sie dabei – stürzen sie dermassen in Verzweiflung, dass sie sich am Boden wälzt, als würde ihr Körper in Stücke gerissen.

Louise wird nicht müde, Liedfetzen zu trällern. Manchmal erkenne ich ein Stück. So "...*était à sa fenêtre*" (sie stand an ihrem Fenster). Auf meine Frage sucht die Mutter und findet auf der schon erwähnten Platte mit französischen Chansons das Lied "*Joli tambour*". Ich bitte sie, es zu singen, und nun ist es die Stelle "*fille du roi*" (Königstochter), die Louise zu einem Lächeln bringt. In den folgenden Tagen wiederholt sie die Stelle, spricht sie aber in auffallend veränder-

ter Form aus: "*fille de roué*".³ Ich frage die Mutter, was ihr dazu einfällt. Nichts, es ist für sie die gewohnte Litanei entstellter Wörter ihrer Tochter.

Dann lassen mich weitere Wortentstellungen aufhorchen, vor allem "*atteing*" (attends, warte!), ein Wort, das sie zu beruhigen scheint, wenn sie in Not gerät. Auf meine Nachfrage erinnert sich die Mutter nun plötzlich an den Akzent von Toulouse, dem Herkunftsort von Louises Vater. Dieser selbst spricht ohne Akzent. Es ist der Grossvater, "*Papi*" Vincent, der dem Mädchen dieses "*atteing!*" zu sagen pflegt, um es zu beruhigen.

Wie immer scheint Louise unserer Konversation nicht zu folgen. Aber in diesem Augenblick hören wir sie in die Luft sagen: "*Papi Vincent*". Nun wird verständlich, dass das scheinbar spöttisch hingegagte "*fille du roué*", mit dem sie den südfranzösischen Akzent nachmacht, die Verdrängung des Vaters, die Sprache seines eigenen Vaters betreffend, überspringt und das für sie so beruhigende Wort des Grossvaters auftauchen lässt.

Louise nimmt nun die Rede des "*roué*" des Königs im Lied, wieder auf: "*Tu n'auras pas ma fille*" (Du sollst meine Tochter nicht haben!). Parallel zur versuchsweisen Identifizierung mit der "*fille du roué*", die sich hier andeutet, meldet sich ein Verlangen nach weiblichen Accessoires, die ihrer Mutter oder mir gehören. Dabei gerät Louise jedesmal in Verzweiflung; man errät das Bestreben, doch auf halbem Weg bricht es ab, und sie versinkt in lautem Schreien. Einmal scheint mir, dass ihre Bewegung auf die schöne Goldkette zielt, die die Mutter stets trägt. Während der Sitzung selbst kann ich nicht darauf eingehen, da Louise in tiefe Verzweiflung stürzt. In der folgenden Stunde spreche ich die Mutter auf die Kette an, und sie erzählt mir, dass sie sie zur Geburt von Louise bekommen hat. Diese scheint unserem Gespräch nicht zuzuhören, sondern kritzelt an der Wandtafel; nun aber gibt sie zwei Töne von sich, die ich zwar nicht verstehe, die mir aber artikuliert scheinen. Ich wiederhole sie fragend, worauf die Mutter hell auflacht. Handelt es sich um einen Liedfetzen aus ihrer Herkunftss-

³ Auf den akustisch in der Nähe liegenden Begriff "*roué*" (durchtriebene Person) wird nicht eingegangen (Anm.d.Übers.).

sprache? Louises Mutter ist Peruanerin; sie kam als junges Mädchen nach Paris, wo sie studiert hat, und spricht perfekt Französisch. Aber Spanisch ist es nicht, das hätte ich verstanden. Es ist ein Liedchen in Quetchua, von einer Grossmutter überliefert. Die Mutter beginnt das Lied zu trällern, und siehe da, die Kleine singt mit und lächelt die Mutter an.

Hier die Übersetzung des Liedchens: Eine Mama geht zum Brunnen, was will sie dort holen? Eine Tochter will sie holen. Wie soll die Tochter heissen? Louise soll sie heissen. Was wird man ihr schenken? Eine kostbare Kette wird man ihr schenken.

Einige Zeit danach schenkte die Mutter ihrer kleinen Tochter tatsächlich ein Goldkettchen. Louise zeigt es mir und benennt es in Quetchua. Sie ist ein kleines Mädchen geworden, das nicht mehr sabbert.

Nun kam ein neues Sprachfragment zum Zug, das sie wie gewöhnlich ohne jeden Zusammenhang hervorstösst: "*Alexandre, Alexandre, qu'est-que tu fais Alexandre!*" (...was machst du, Alexander!). Die Eltern erzählen mir, sie rufe diesen Satz den ganzen Tag; im übrigen gäbe es einen Alexandre in ihrer Klasse, ein offenbar auffälliges, unruhiges Kind. Da der Ausruf die folgenden Sitzungen buchstäblich überflutet, nehme ich Holzfiguren und schlage ihr vor, damit ihre Klassenkameraden darzustellen. Sie lässt mich machen und scheint dann zu beschliessen, eine der Figuren sei Alexandre. In der nächsten Stunde wird daraus "*Monsieur Alexandre*", dem sie noch eine ganz kleine Mädchenfigur beigesellt, "*Marceline*". Auch in der nachfolgenden Stunde sucht sie diese Figuren hervor und nennt ihre Namen. Die Eltern erfahren in der Schule, dass es dort keine Marceline gibt. Woher kommt der Name?

Schliesslich, nachdem wir die Namen während mehreren Tagen immer wieder gehört haben, ohne etwas davon zu verstehen, fängt die Mutter plötzlich an zu lachen. Ihr ist eingefallen, dass ein Freund von Louises Vater Alexandre heisst und einen Sohn namens Marcelin hat. Dieser "*Monsieur Alexandre*" sei der einzige ihrer Bekannten, der für Louise immer einen anerkennenden Blick gehabt und sie für ein ausserordentliches Kind gehalten habe.

In diesem Moment kommt von Louise, die sich während des Gesprächs ganz abwesend mit irgendetwas auf dem Fussboden beschäftigt hat, der Ausruf: "Un bébé formidable! A voir! A voir!" (Ein kolossales Baby! Schaut her! Schaut her!). Ich bin verblüfft. Woher kommen diese Sätze?

Nun, sie sind von Rabelais, aus einer Tonbandfassung der Geschichte *Gargantua und Pantagruel* für Kinder. Louise lasse diese Kassette in letzter Zeit den ganzen Tag laufen. Was kann sie an den unersättlichen Riesen derart fesseln? Das sei, weil ihre Tochter selber so gierig sei, meint die Mutter. Sie liefert also eine Erklärung; sie hält sich für verpflichtet, Bescheid zu wissen (und zweifellos ist es eine der mütterlichen Funktionen, den Ort des Wissens einzunehmen). Ich erzähle ihr von meiner Verblüffung und bitte sie, die Kassette mitzubringen, um herauszufinden, was Louise am Text interessiert.

Hier die Stellen, bei denen sie sich aufhält: "Il était une fois, au château de la Devinière, en Touraine, un géant... qui n'était pas encore né. Son futur papa, Grandgousier, seigneur de l'endroit..." (Es war einmal ein Riese auf dem Schloss Devinière in der Touraine... der war noch nicht geboren. Sein zukünftiger Papa, Grandgousier, Herr der Gegend...). Die Fortsetzung interessiert sie nicht bis zur Stelle: "...ce Grandgousier avait pris pour femme Gargamelle, fille du roi des Parpaillots..." (Dieser Grandgousier hatte Gargamelle zur Frau, die Tochter des Königs der Parpaillots...). Das behält sie.

Was folgt, lässt sie wiederum fallen bis zur Stelle, wo die versammelte Hofgesellschaft den neugeborenen Gargantua erblickt: "Un bébé formidable!" (Ein kolossales Baby!). Darüber ist sie ganz entzückt. Aber sie verändert systematisch den ersten Schrei des Säuglings und macht aus dem "A boire! A boire!" (Zu trinken! Zu trinken!) des Texts ein "A voir! A voir!" (Schaut her! Schaut her!).

Alles Folgende lässt sie ausser Acht, um sich auf den Schluss zu stürzen, wo Gargantuas Sohn Pantagruel geboren wird.

Von dieser Geburt heisst es in der Kinderfassung: "Gargantua eut un fils de Badebec qui hélas mourut en mettant le bébé au monde" (Gargantua bekam ein Kind von Badebec, aber ach, sie starb, als sie das Kind zur Welt gebracht hatte). Vater Gargantua, der darüber

zunächst untröstlich weint, erblickt dann seinen Sohn und ruft: "Oh! mon fils, mon petit peton, que tu es joli, que je suis heureux!" (O mein Sohn, mein kleiner Schatz, wie schön du bist, wie bin ich froh!), was Louise jauchzend wiederholt. In diesem Augenblick sehe ich, dass ihr Schielen praktisch verschwunden ist.

3. WELCHE ERKENNTNISSE UND FRAGEN ERGEBEN SICH AUS DIESEM KLINISCHEN FRAGMENT?

Zuerst zur *Präsenz der Sprache im Realen*, um die Begriffe Lacans aus dem Seminar über die Identifizierung⁴ zu verwenden: Die *aus dem Realen fließende Rede* hat dem Kind etwas von einer Signifikantenkette erschlossen. Es sind ein paar Signifikanten lesbar geworden, die das Kind als Subjekt konstituieren könnten. Wie ist die Verknüpfung seines Redens mit der Signifikantenkette möglich geworden, eine Verknüpfung, die bei solchen Kindern längst nicht immer gelingt?

Mir scheint wesentlich, dass die Sprachfragmente, die wie eine Litanei im Realen hätten bleiben können, auf das Gehör eines Anderen trafen. Dieser Andere spielte genau die Rolle der *dritten Person*, die Freud in *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*⁵ beschreibt: jenes Hörers, der einen Versprecher oder einen ihm unbegreiflichen, rätselhaften Neologismus nicht als mit dem Sprachcode unvereinbar verwirft, sondern nach einem Augenblick der *Verblüffung* die *Erleuchtung* hat, es handle sich um einen Witz. Verblüffung und Erleuchtung sind Ausdrücke des von Freud zitierten Heymans, bei dem er auch das berühmte "famillionär" gefunden hat.⁶ Beim Wiederlesen dieser Stelle glaubte ich die Beschreibung dessen zu finden, was ich in Anlehnung an *Gabriel Balbos* "hinhörend-sehen" ("*écouter-voir*") als sehendes Hören bezeichnen möchte ("*écoute qui regarde*"). Es gibt hier einen direkten Bezug zu dem, was ich als den begründenden Blick des Grossen Anderen bezeichnet habe, jenen Blick, der das werdende Subjekt im Glanz seiner kleinen "a" zu erkennen vermag; das Subjekt selbst

⁴ Lacan, Seminar 1961/62, *L'Identification* (unveröffentlicht)

⁵ Freud, *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*, (1905c); G.W. VI, S. 108 f. und 161; Stud. IV, S. 169 und 206

⁶ Freud, *Der Witz...*; G.W. VI, S. 14 f.; Stud. IV, S. 132 ("famillionär")

wird diesen Glanz nie sehen, da die kleinen "a" den nicht spiegelbaren Teil seines Körperbildes ausmachen. Das "sehende Hören" lässt das *infans* wenigstens im Blick des grossen Andern als begehrt, phallisiert, libidinös besetzt erscheinen. Meines Erachtens ist dies eine der unabdingbaren Voraussetzungen für das Ingangbringen eines Triebgeschehens, *in dem das Subjekt ins Feld des Andern eintritt*, um es mit den Begriffen von Lacans Seminar über die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse zu formulieren.

Was verbindet nun aber die *dritte Person* Freuds mit jenem ursprünglichen grossen Andern, von dem der hier beschriebene anerkennende Blick auszugehen hätte? Nun, genau auf die "dritte Person" im Werk Freuds stützt Lacan sein Konzept vom Grossen Anderen. Er widmet diesem Zusammenhang das ganze erste Trimester des Seminars *Les formations de l'Inconscient*.⁷ Die Bezeichnung "Grosser Anderer" wiederum übernahm er in Abwandlung von Sartre, der ihn im Zusammenhang mit der Begründung der Körpereinheit durch den Blick einführte.

Was sagt nun Lacan? Auf einen Neologismus, ein verstümmeltes oder entstelltes Wort kann der Andere auf zwei Arten reagieren. Er kann es zurückweisen als Autorität, die zu verstehen gibt: "Das heisst nichts!", "Das hat nichts zu sagen!", "Er sagt halt irgendwas!", eine bei Eltern autistischer Kinder häufig zu beobachtende Reaktion. Dieses Urteil schliesst jeden Sinn aus, und das Gesagte wird wie ein Kehrreim weiter im Realen kreisen. Ich halte mich hier bewusst an die Terminologie Lacans: Der grosse Andere – und zwar "zunächst der grosse Andere des Signifikantenschatzes, dann aber noch in einem etwas weiteren Sinn verstanden, nicht nur als Ort des Code, sondern als Subjekt, das ihn verkörpert und das bestätigt oder verwirft, was es gehört hat" – dieser grosse Andere bleibt im ersten Fall durch seine zurückweisende Haltung unnahbar. Die zweite Möglichkeit ist die der *dritten Person*, die verblüfft reagiert.

Vom Moment an, wo das Gehör, das ich Louise schenke, getragen ist von der Idee, ihr Gerede sei zumindest eine Bildung des Unbewussten und vielleicht sogar ein Witz, findet Louise sich einem Andern

gegenüber, der sich von ihren unverständlichen, unsinnigen Worten *verblüffen* (*sidérer*) lässt. Im deutschen Ausdruck *Verblüffung* klingt auch Staunen, Verwunderung, ja das Rabelais'sche "esbaudir", frohlocken, an. Eins ist sicher, und Lacan unterstreicht es nachdrücklich: Der grosse Andere ist überwältigt, und zwar im doppelten Sinn. Die unverständliche Rede übersteigt sowohl den Code, als auch das Subjekt, das die Stelle des grossen Andern innehat. Die so entstandene Verblüffung verrät eine innere Leere, sie ist ein Zeichen des Mangels, der Unvollkommenheit.

Doch allein schon die Entgegennahme des Gesagten als Botschaft, selbst wenn die Bedeutung noch in der Schwebung bleibt, zeigt dem Kind, so Lacan, dass es jenseits seiner Worte gehört wird.

Wir finden hier die *doppelte Funktion der Mutter*, von der Jean Bergès an der Tagung über den Körper im Zusammenhang mit der Motorik sprach. Einerseits stützt sie die Funktion, andererseits muss sie sich vom "Funktionieren der Funktion" durch ihr Kind überwältigen lassen. Auch in unserem Zusammenhang hat die Mutter, die gewöhnlich die Stelle des Andern vertritt, eine in sich zerrissene, widersprüchliche Position innezuhalten: Einerseits übersetzt sie ständig das Geschrei und die Töne ihres Kindes (sie ist es, die dem Kind die Signifikanten liefert, die aus seinen Schreien Wünsche formen), andererseits schiebt sie fortwährend ihren eigenen Wunsch durch die Engpässe des Signifikanten, die zugleich dazu da sind, das Kind von ihr zu trennen. Und als Mutter, die weiss, bevor es weiss, muss sie sich auch von ihm überwältigen lassen können.

Bergès schreibt im Zusammenhang mit der Motorik dem "Funktionieren der Funktion" den Stellenwert von 'klein a' zu und bringt es so in Beziehung zum Triebgeschehen. Dieses nun macht sich am Ort jenes Andern bemerkbar, den Freud als *dritte Person* bezeichnet. Ein ganzes Kapitel handelt von der nachträglichen Erleuchtung und dem Lustgewinn, den die dritte Person empfindet, einer Lust, die sich ausdrückt im Lächeln und im Drang, das Gehörte weiterzusagen. Ich selbst bin vermutlich gerade jetzt dabei, diesem Drang nachzugeben.

⁷ Lacan, Seminar 1957/58, *Les formations de l'inconscient*, (unveröffentlicht)

4. WELCHES SIND DIE WIRKUNGEN AUF SEITEN DES KINDES ?

Selbst wenn die Rede das Kind zunächst lediglich durchquert und ohne jedes Anzeichen von Anrede oder Bitte wieder verlassen hat, muss das Entgegennehmen seiner als sinnträchtig beurteilten Botschaft etwas bei ihm einschreiben. Erst im Nachhinein wird es sich aber identifizieren können mit der Quelle der vom Andern empfundenen Lust. Was das Kind zunächst erreicht, ist die Meldung, dass die von ihm gemachte Aussage beim grossen Andern ex-/sistiert⁸, ihn erstaunt und verblüfft hat, ja libidinös besetzt worden ist. Sind aber nicht genau das die Bedingungen, unter denen ein Subjekt ins Feld des Grossen Andern gelangt?

5. ANALYSE DES TEXTS VON LOUISE

Louise bringt mich heute dazu, die Überlegungen zu überprüfen, die ich vor einem Jahr entwickelt hatte. Damals sah ich die Mutter an der Stelle jenes Andern, dessen Blick wie ein dunkler Spiegel ein Erkennen und damit die Aufrichtung des Urbildes als Spiegelbild möglich macht. Louise nun schreibt diese Funktion des erkennenden Blicks dem Vater zu. Daran ist nicht zu zweifeln, doch wirft es viele Fragen auf.

Muss man annehmen, dass die Mutter im Moment, wo sie die Errichtung des Körperganzen ermöglicht, bereits Trägerin der väterlichen Metapher ist? Und wird jener ursprüngliche Andere, in den sie sich, bezogen auf ihren Platz als Mutter, aufspaltet, im Nachhinein Vater heissen?

Wenn wir das Material von Louises Fall genau betrachten, fällt auf, dass mit Ausnahme ihrer ersten Anspielung auf die "wunderschöne Tochter" (*la tant belle fille*) und auf den "Schuster" (*le cordonnier*) alle ihre Äusserungen auf eine familiäre Abkunft hinweisen.

⁸ "ex-sistieren", eig. "herausragen". Einerseits findet die Aussage beim Andern einen Ort, an dem sie sein kann, andererseits übersteigt sie die Begrenztheit dieses Ortes. (Anm.d.Red.)

Nehmen wir die *Königstochter*. Hier verändert sie den Wortlaut: Sie sagt *la fille du roué* statt *du roi*, und verdoppelt damit die Herkunftsaussage, indem sie einen Zug des väterlichen Grossvaters heraufholt, der auf der Ebene der Vatergeneration untergegangen ist.

Dann geht es um "Monsieur Alexandre" und ein kleines Mädchen namens Marceline. Die Mutter, mit der ich während einiger Zeit herauszufinden suchte, worauf sich der Satz von Alexandre und der Name Marceline beziehen könnten, reagierte verblüfft und erheitert, als ihr einfiel, dass es sich bei Marceline um einen weiblichen Doppelgänger von Alexanders Sohn Marcelin handeln musste. Alexandre ist jener Freund der Familie, der immer einen anerkennenden Blick für Louise und das Besondere an ihr hatte. Im Moment, da die Mutter mir den Einfall mitteilt, hört man im Hintergrund Louise: "*un bébé formidable – à voir! à voir!*" ("Ein kolossales Baby! Seht her! Seht her!") Wie wir wissen, stammt der Satz aus der Rabelais-Fassung für Kinder.

6. LOUISES RABELAIS-DEUTUNG

Ich lese ihr vor: "*Es war einmal ein Riese auf dem Schloss Devinière in der Tourainex...*" Louise unterbricht mich und fährt fort: "*...der war noch nicht geboren. Sein zukünftiger Papa, Grandgousier, Herr der Gegend...*" Die Fortsetzung interessiert sie nicht mehr.

Einmal mehr handelt es sich um eine Abstammungsgeschichte, und zwar um eine Abstammung väterlicherseits. Ich glaube auch herauszuhören, dass sie auf die Worte "sein zukünftiger Papa" jedesmal einen besonderen Akzent legt, wie wenn es wichtig wäre, dass der Name des Vaters schon vor der Geburt des Kindes da sei.

"*Dieser Grandgousier hatte Gargamelle zur Frau...*" und Louise ergänzt: "*...die Tochter des Königs der Parpaillots...*"

Auch hier hakt sie ein bei einem Familienzusammenhang, der auf einen namentlich genannten Vater verweist. Sollten wir hier jener berühmten ersten Identifizierung mit dem Vater nachgehen? Jener Identifizierung durch Einverleibung, Einfühlung [deutsch im Text], wie Freud es nennt, der es als etwas schwierig zu Umschreibendes bezeichnet. Auch Lacan wird sich mit der von Freud erwähnten Schwie-

rigkeit herumschlagen: *"die erste Form der Identifizierung ist die der Einverleibung"*. Aber *"wir bekommen nicht den leisesten Hinweis, nicht den geringsten Anhaltspunkt – es sei denn vage metaphorisch – was mit einer solchen Formel überhaupt gemeint sein könnte? Es sei denn, man spricht deshalb von Einverleibung, weil etwas auf der Ebene des Körpers vorgehen muss. Um sie ins Spiel zu bringen, gibt es kein anderes Mittel, als sich ihr über die Thematik der mythischen und religiösen Tradition zu nähern."*

Kehren wir zum Material von Louise zurück. Sie lässt also die Fortsetzung fallen und wendet ihr ganzes Interesse dem Blick der Umgebung auf das Neugeborene zu: "Ein kolossales Baby". Sie wirkt dabei wirklich hochbeglückt. Aber sie verändert systematisch den Hilfeschrei des neugeborenen Gargantua. Es heisst bei ihr nicht *"à boire! à boire!"* (Zu trinken! Zu trinken!) wie im Text der Kinderfassung, sondern *"à voir! à voir!"* (Seht her! Seht her!). Dabei handelt es sich nicht etwa um ein verhörtes Wort, denn wenn ich beim Vorlesen ebenfalls *à voir* statt *à boire* sage, berichtigt sie mich sofort.

Ich schlage nun folgendes vor: Dieses Auswechseln eines Buchstabens, das an die Stelle des Wunsches nach Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses (zu trinken! zu trinken!) den Wunsch setzt, angeschaut zu werden (seht her, seht her!), ist aufzufassen als ein Witz. Er enthüllt, was unter den Tisch gefallen war, nämlich, dass eine Bitte nicht aufgeht im Wunsch nach Bedürfnisbefriedigung, sondern noch ein Jenseits dieses Wunsches meint, ein Jenseits von der Ordnung des Begehrens nach dem Begehren des Andern. Der Appell ans Gesehenwerden – *à voir, à voir!* – scheint mir dies in einleuchtender Art zu metaphorisieren.

Was Louise also mit ihrem Witz wiederherstellt, ist genau die ihr fehlende Dimension, die den blossen Wunsch nach Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses übersteigt. Sie führt das Register des Begehrens wieder ein und errichtet dadurch den Appell, der sich an den ursprünglichen Andern wendet, jenen Andern, dessen Blick als dunkler Spiegel dient. Sie gibt damit auch dem Mythos von der Unersättlichkeit des Pantagruel eine neue Lesart: Ist diese Unersättlichkeit nicht selbst eine Form von Verweigerung – Versagung mit dem Ausdruck Freuds, den Lacan nicht passiv als "frustration", sondern aktiv als "refus", Zu-

rückweisung, verstanden haben möchte – eine Weigerung, sich den Wunsch auf der Ebene des Nahrungsbedürfnisses befriedigen zu lassen? Meldet der unstillbare Hunger Pantagruels nicht zurecht ein Jenseits der Bedürfnisbefriedigung an?

Aus dem Französischen von Regula Schindler
und Anna Katharina Ulrich